

# Beilage zu Nr. 184 des Enzthälers.

Neuenbürg, Samstag den 21. November 1891.

## Depots.

Gelegentlich der jüngsten Bankbrüche und der damit verbundenen Veruntreuung zahlreicher Depots ging eine Notiz durch die Blätter, nach welcher eine reichsgerichtliche Entscheidung vorläge, derzufolge Bankiers nicht verpflichtet wären, ihre Kunden dieselben Stücke und Nummern der von diesen hinterlegten Effekten zurückzustellen. Gegen diese Notiz wendet sich nun ein Aufsatz der „Allg. Ztg.“ welcher derselben von sachkundiger Seite zur Verfügung gestellt worden ist. Wir entnehmen demselben das Folgende:

Zahlreiche Kunden von Banken und Bankiers sind darüber beunruhigt, ob sie was ihnen vorher als zweifellos erschienen war, Eigentümer der von ihnen hinterlegten Wertpapiere geblieben, ob sie berechtigt sind, die Rückgabe eben dieser Papiere, der nämlichen Stücke, der nämlichen Nummern zu verlangen, und ob sie ihren Anspruch hierauf, im schlimmsten Falle, als Anspruch auf Aussonderung ihres Eigentums geltend machen könnten. Es wäre sehr schlimm, wenn diese Fragen wirklich zweifelhaft wären. Es ist schon sehr schlimm, daß das Publikum über dieselben zweifelhaft geworden ist. Aber glücklicherweise sind seine Zweifel völlig grundlos. Der Rechtszustand selbst ist nicht im geringsten unsicher, und die Rechte der Deponenten sind absolut zweifellos.

Wer Wertpapiere irgendwelcher Art, verlosbare oder nicht verlosbare, bei einer Bank hinterlegt, bleibt Eigentümer der hinterlegten Stücke, einerlei, ob er sie, als sogenanntes verschlossenes Depot, nur zur Verwahrung, oder ob er sie als offenes Depot, zur Verwahrung oder zur Verwaltung der Bank übergibt, einerlei, ob er nur über sein jeweiliges Guthaben — durch Check — verfügen will oder ob er sich vorbehält, auf die hinterlegten Papiere Vorschüsse zu erheben, einerlei, ob er solche Vorschüsse im sogenannten Kontokorrentverkehr erheben oder ob er sich, auf bestimmte Zeit, ein Lombarddarlehen geben lassen will. In allen diesen Fällen behält er den Anspruch des Eigentümers auf Herausgabe der ihm gehörigen Sache. Dies kommt auch in der Uebung des ordnungsmäßigen Bankverkehrs deutlich zum Ausdruck, indem z. B. jeder Depositenchein über ein offenes Depot die hinterlegten Wertpapiere nummernweise bezeichnet. Niemals kommt eines dieser Wertpapiere aus dem Gewahrsam der Bank, bei welcher es hinterlegt ist, niemals wird es mit den eigenen Beständen der Bank vermischt, und nur insofern besteht ein — rechtlich belangloser — Unterschied, als manche Banken alle Stücke gleicher Gattung zusammen aufbewahren, während andere Institute alle Wertpapiere eines und desselben Deponenten zusammenlegen, so daß jeder Kunde jeden Augenblick von dem Faszikel Einsicht nehmen kann, das alle seine Papiere enthält.

Reichsgerichtliche Entscheidungen, wonach die Banken berechtigt wären, die ihnen als Depot übergebenen Effekten „zu eigenem Nutzen zu verpfänden und zu verkaufen,“ wonach sie nur verpflichtet wären, dem Kunden im Gebrauchsfalle „eine entsprechende Zahl derselben Effekten zur Verfügung zu stellen,“ und wonach diese Kunden im Konkurse kein Aussonderungsrecht hätten, sondern nur verhältnismäßige Befriedigung aus der Masse ansprechen könnten — solche Entscheidungen wären allerdings ungeheuerlich, bestehen aber nicht. Sie bestehen so wenig, daß es nicht einmal leicht ist, unter den thatsächlich vorhandenen Entscheidungen eine herauszufinden, die zu derartigen Mißverständnissen hätte Anlaß geben können.

## Kopfarbeit und Handarbeit.

Bei den sozialdemokratischen Wortführern ist seit einiger Zeit die Methode recht in Aufnahme gekommen, die geistige Arbeit zu Gunsten der Handarbeit gewissermaßen zu verunglimpfen, indem sie den breiten Massen der „Genossen“ vorreden, die Kopfarbeit sei weiter gar nicht angreifend, bei ihr könne man sich schonen, während der Mann der „schwierigen Faust“ sich auf Kosten seines Lebens oder wenigstens seiner Gesundheit tagtäglich abplagen müsse. Zugleich wird von den sozialdemokratischen Agitatoren dem großen Haufen vorgepredigt, nur die Handarbeit sei die wahre Arbeit, dieselbe stehe weit über der Kopfarbeit, und womöglich werden dann die Geistesarbeiter als die reinen Tagediebe im Vergleiche mit den Handarbeitern, solche natürlich im weiteren Sinne des Wortes hingestellt.

Worauf diese der Wahrheit ins Gesicht schlagende Methode zielt, braucht kaum besonders betont werden, es handelt sich einfach um einen neuen Kunstgriff der sozialistischen Volksbeglucker zur Verhezung der unteren und meist lediglich auf die Handarbeit als Lebenserwerb angewiesenen Bevölkerungsklassen gegen die sozial höher stehenden Volkskreise, in denen naturgemäß die geistige Thätigkeit als Mittel zum Lebenserwerb dient. So durchsichtig nun auch dieses Treiben ist, so kann ihm doch nicht energisch und überzeugend genug entgegengetreten werden, denn der einfache Mann läßt sich nur zu leicht durch die Behauptung überreden, daß die eigentliche Arbeit nur in der Handarbeit bestehe. Diese Behauptung wird aber in höchst einseitiger und geradezu lügnischer Weise zu begründen gesucht, denn wenn die Sozialdemokraten sagen, die körperliche Arbeit strenger viel mehr an als die geistige, so ist dies einfach nicht wahr. Gewiß giebt es überaus anstrengende körperliche Berufszweige, welche große Anforderungen an die in ihnen beschäftigten Personen stellen, dennoch ist die schwerste und andauerndste körperliche Beschäftigung noch lange nicht so anstrengend als im allgemeinen die geistige Thätigkeit, dies haben eingehende Untersuchungen längst erhärtet.

Wenn endlich den Arbeitern vorgefabelt wird, daß ihre Arbeit, die Handarbeit, mehr wert sei und bedeute, als die Leistung des geistigen Arbeiters, so bedarf das für jeden Vernünftigen kaum erst einer besonderen Widerlegung. Der Kopf muß erst erfinden, was die Hand dann auszuführen hat, oder mit anderen Worten: die Kopfarbeit hat fast überall im Leben der Handarbeit voranzugehen, ihr die Wege zu ebnen, überhaupt ihr erst die Gelegenheit zu schaffen, sich zu betätigen — so steht die Sache! Gewiß, wenn die schwierige Faust des werththätigen Arbeiters nicht wäre, so müßten die schönsten Pläne, welche der scharfsinnigste Kopf ausgrübelte, unausgeführt bleiben, aber ebenso gewiß ist, daß der Arbeiter trotz seiner kräftigen Faust nichts wäre, daß er nicht zu existieren vermöchte, wenn ihm nicht erst der sinnende Geist des Kopfarbeiters die Mittel zu seiner Existenz gewährte. Kopfarbeit und Handarbeit sind eben aufeinander angewiesen, sie müssen sich beide verbinden und unterstützen, soll des Daseins Zweck erreicht werden, und an diesem Naturgesetze kann glücklicher Weise nicht das Geringste geändert werden.

## Miszellen.

(Lotterielose-Schwindel.) Gelegentlich der Untersuchung gegen den Lotterielose-Schwindler Fuhse in Berlin bringt das dortige Tagblatt auch eine Manipulation zur Sprache, welche sowohl von Fuhse als auch von einigen anderen unsoliden Lotteriegeschäften regelmäßig ausgeführt zu werden pflegt. Viele Lotteriespieler pflegen nämlich ihre Einsätze erst kurz vor der Ziehung an den Losehändler einzusenden. Der Händler verzögert nun die Absendung der bestellten und bezahlten Lose bis zum Abend vor der Ziehung. Er hat genau die Zeit registriert, zu welcher die Bestellung der Einschreibebriefe an die Adressaten erfolgen kann. Alle Briefe, welche weite Entfernungen zurückzulegen haben, sind noch nicht ausgehändig, wenn die Ziehung stattfindet. Sobald ein Los gezogen wird, läuft eine telegraphische Depesche hinter dem Briefe her, welcher das gezogene Los enthält, mit der Anweisung an das bestellende Postamt, den Brief nicht auszuhändigen, sondern zurückzusenden. Der Berichterstatter, der dem Berliner Tageblatt diese Mitteilung zugehen ließ, erklärt in der Lage zu sein, Postbeamte als Zeugen anzuführen, welche diese Manipulation genau verfolgt haben. Möglich ist die letztere gewesen, weil die Nummern der betr. Lose auf den Couverts vermerkt waren und bei der Rücksendung nur mit den Gewinnlisten verglichen zu werden brauchen. Die Gewinne steck alsdann der Losehändler in die Tasche. Die am ersten Tage nicht gezogenen Lose werden dagegen ohne weiteres bestellt.

(Dressierter Fischotter.) Eine schwierige Dressur ist den beiden Fischersöhnen Schönle in Widminnen gelungen,

nämlich einen Otter für die Fischerei abzurichten. Der Otter ist bereits 5 Monate alt und hat noch keinen Fluchtversuch gemacht. Er schläft in einem Heulorbe, läuft seinen Erziehern wie ein Hündchen nach und hat auch bereits mit dem Hofhund und der Katze gute Freundschaft geschlossen. Sobald sein Name „Tom“ gerufen wird, eilt das Tier herbei. Mit dem Abrichten hat man es soweit gebracht, daß der Otter, an einer Leine befestigt, ins Wasser springt und bald wieder mit einem Fisch ans Ufer zurückkehrt, sobald sein Name gerufen wird. Er legt dann den Fisch lebend vor seinem Herrn nieder, ohne daß er ihn auch nur im geringsten beschädigt hat. Einmal löste sich sogar die Leine am Halse los und man gab das Tier bereits für verloren, als es nach einer Weile auf einen Ruf zum Vorschein kam und sich ruhig die Leine wieder anlegen ließ.

(Die Ruffknacker.) Eine originelle Bette kam dieser Tage beim „Röhleswirt“ in Ingolstadt vor. Der Wirt wettete gegen einen Einsatz von 20 M mit drei Gästen, daß keiner von ihnen im Stande sei, in der Zeit von vormittags 10 Uhr bis nachmittags 4 Uhr je 1000 Stück Rüsse zu verzehren. Punkt zehn Uhr begann die Knackerrei, um halb 2 Uhr stellten die Knacker ihre Arbeit, die sie übrigens mit einem Ernste betrieben, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, ein. Sie brachten es auf 600 Stück und gestanden, sie hätten nun auf lange Zeit genug davon.

(Scheintod und Leichenschau.) Ein Aufsehen erregender Vorfall wurde kürzlich aus Valentia gemeldet. Ein Geistlicher, Domherr der Kathedrale daselbst, verstarb vor einigen Jahren, und da zu damaliger Zeit die für Mitglieder dieser Körperschaft bestimmte Totengruft noch im Bau begriffen war, wurde der Verstorbene in zwischen in einer Nische des dortigen Kirchhofes eingemauert. Vor einigen Tagen nun sollte die Ueberführung der Reste des Genannten in die mittlerweile fertiggestellte Gruft im Beisein sämtlicher Domherrn stattfinden. Beim Oeffnen der Nische sahen die Anwesenden zu ihrem großen Entsetzen, daß der Sargdeckel gelüftet und auf die Seite gefallen war, die geistlichen Gewänder des Toten zerrissen und in größter Unordnung dalagen, während der Körper des Unglücklichen selbst aufgerichtet war, soweit es der enge Raum erlaubte; der Kopf des Leichnams ruhte auf der hinten untergeschobenen Hand und trug gräßliche Anzeichen von einem furchtbaren Kampf zwischen Leben und Tod, als sich der Aermste beim Erwachen aus dem Starrkrampfe eingemauert fand. Der Mund war weit geöffnet und die andere Hand krampfhaft zusammengepreßt. Nachforschungen haben ergeben, daß der Lebendigbegrabene zu Lebzeiten an Geistesstörung litt und als er in Scheintod versiel sein Körper einen derartigen Umfang annahm, daß es nicht möglich war, den Sarg zu schließen. Der Leichnam war die vorgeschriebene Zeit unter Beobachtung geblieben, worauf die Beerdigung angeordnet ward, die ein verhängnisvolles

Resultat ergeben hat. Solche Fälle kommen immer wieder vor; allzuhäufig liest man von Scheintot Begrabenen, als daß man nicht die Frage aufwerfen sollte: „Können diese Fälle nicht verhindert werden?“

(Was die verschiedenen Völker essen.) Das alte Sprüchwort „Was der Bauer nicht kennt, das ißt er nicht“, paßt für alle Menschenklassen. Ein berühmter Reisender erzählt, daß er einst den König von Owybie auf den Sandwichinseln an Bord des Schiffes zum Mittagmahl eingeladen habe. Kaum habe die dunkelhäutige Majestät das Brot versucht, als sie es auch mit allen Anzeichen von Ekel ausgespuckt habe. Ebenso weigern sich die Japanesen, Milch zu trinken und Rindfleisch zu essen, sie halten sich an ihr heimisches Lieblingsgericht — die Ratten. Die westindischen Neger essen Schlangen und Palmwürmer und das schrecklichste Gericht dünkt ihnen Hasenbraten. Die Grönländer trinken Thran, die Russen essen der Legende nach Talglichte und die Hinterindier Krotodilfleisch. Es wird allgemein zugegeben, daß die zivilisierteren Nationen die ausgedehnteste Speisekarte besitzen. Nach dem Chinesen mit seinen Leckerbissen von saulen Eiern, Haifischflossen, Vogelneisten u. s. w. kommt gleich der Franzose. Viele Forscher haben übrigens die Leibgerichte der Wilden gelobt, z. B. in der Nische gebadene Hunde, Riesenschlangenfleisch, Elefantentrüffel und dergleichen mehr. In Kanton ist Rattensuppe ein lukullisches Mahl und ein Duzend fette Ratten wird mit 8 Mark bezahlt. Die eßbaren Schwalbenester sind in Kanton zweimal ihr Gewicht in Silber wert. In vielen Ländern werden Eidechsenier gegessen. In Westindien werden die Eier des Guanäs als Leckerbissen geschätzt wie in den Antillen die Alligatoreier. Schildkröten werden überall, wo sie gefunden werden, hochgeschätzt. Dieselben werden zu Hunderten in einem Nest gefunden. Die Schildkröten sind bekante Leckerbissen. Ameisen werden in vielen Ländern verpeist. In Afrika bratet man sie in Butter. In Ostindien fängt man sie in Gruben und röstet sie, worauf man sie händevoll ißt. In einigen Teilen von Brasilien werden die größten Arten in einer Kostensauce zubereitet.

Die Rindfleisch-Lektion. Fürst Talleyrand glaubte im gesellschaftlichen Umgange auch in den kleinsten Dingen Rang und Stellung berücksichtigen zu müssen. So hatte er einst eine Anzahl Personen verschiedenen Ranges zum Diner geladen. Nachdem die Suppe abgetragen war, bot er seinen Gästen Rindfleisch an. — Zu einem derselben sagte er sehr ehrerbietig und das beste Stück ausfuchend: „Herr Herzog, kann ich die Ehre haben, Ihnen Rindfleisch anzubieten?“ — Zu einem Zweiten mit artigstem Lächeln: Herr Marquis, kann ich das Vergnügen haben, Ihnen Rindfleisch anzubieten?“ — Zu einem Dritten, mit einem Zeichen von Leutseligkeit: „Lieber Graf, kann ich Ihnen Rindfleisch anbieten?“ — Zu einem Vierten mit Wohlwollen: „Baron, nehmen Sie

Rindfleisch?“ — Zu einem Fünften: „Herr Geheimrat, wollen Sie Rindfleisch?“ — Einem am Ende der Tafel sitzenden Herrn rief der Fürst endlich mit einer Kopfbewegung und einem wohlwollenden Lächeln und die Fläche seines Messers zeigend, zu: „Rindfleisch?“ Fürst Gortschakoff, der damals noch junger Attaché, beim Diner zugegen war, nannte es später „die Rindfleisch-Lektion.“

Moosrose.

Mein Liebchen das heißt Rose,  
Ein Röslein feltener Art,  
Es blühet mitten im Moose,  
Das „Moos“ hält der Vater verwahrt.

Das Moos ist wohl zu gebrauchen  
Zu Dingen mancherlei.  
D'rum wird es mir Niemand verdenken,  
Wenn ich Moosröslein frei'.

Gemeinnütziges.

(Der Kettenhund im Winter.) Alle Menschen richten sich im Winter ihre Wohnungen behaglich ein, Vieh und Pferde erhalten eine sorgfältige Stallpflege — nur die armen Hunde werden leider gar zu oft vergessen! Nicht von den verweichlichten Stubenhündchen, die auf seidnen Betten ruhen, ist hier die Rede, sondern vorzugsweise von den unglücklichen Geschöpfen, welche Jahr ein Jahr aus an den Ketten liegen und nichts weiter als eine offene Hütte mit schlechter Unterlage haben. Was sollen wir thun, um solchen bedauernswerten Bierjüglern ihr herbes Loos zu erleichtern? Zunächst unterwerfe man die Hütten einer sorgfältigen Revision und verstopfe sämtliche Ritze, sodas Regen und Wind nicht eindringen können. Dann thue man reichlich Heu und Stroh hinein, damit der Körper weich und warm liege, diese Unterlage muß mindestens alle fünf Tage erneuert werden, denn Schmutz und Ungeziefer sammeln sich darin. Ueber den Eingang der Hütte nagle man ein Stück Decke oder Segeltuch, so das es bis zur Erde herabhängt und der eisige Wind nicht hineinbläst. Die Umgebung der Hütte soll täglich gereinigt werden, um die Luft von dem Unrat nicht verpestet zu lassen, desgleichen sind Wasser- und Futternäpfe sauber zu halten. Am Tage müssen die Hunde mehrere Stunden umherlaufen können, damit sie sich durch Bewegung erwärmen, Sehnen und Muskeln stärken und die entstehende Steifheit verhindert wird. Zum Schutze gegen schlechte Witterung und Krankheiten sollte man die Hunde während der kältesten Monate, Dez., Januar und Februar, in einem geeigneten warmen Stalle unterbringen oder wenigstens die Hütte mit Stroh und Erde bedecken. Wie oft hört man ganze Nächte hindurch das Winseln und Heulen der zitternden Geschöpfe. Es wird für Ungezogenheit gehalten, man bringt sie mit Peitsche und Stock zur Ruhe und schließlich ist es nicht als Frost und vielleicht Hunger, was sie ungerberdig macht. Im Winter bedürfen alle der Kälte ausgefetzten Thiere mehr Futter als im Sommer, weil hungernde Körper der niedrigen Temperatur viel weniger widerstehen als gutgefütterte. Eine tägliche warme Mahlzeit ist durchaus erforderlich.

(Mittel gegen aufgebrochene Frostbeulen.) Fein geschabte Kreide wird mit gewöhnlichem Thran zu einer steifen Salbe gemacht, damit ein Stück Leinwand, etwas größer als das Geschwür, bestrichen und aufgelegt. Dieses Pflaster wird so oft erneuert, als ein vermehrtes Gefühl von Wärme anzeigt, daß es trocken geworden ist; nachher wechselt man nur morgens und abends. Es pflegt gewöhnlich in 5 bis 6 Tagen den Schaden zu heilen.

(Wiederherstellung verblichener Photographien.) Man löst durch warmes Wasser den Karton ab und taucht die trodene Photographie in geschmolzenes Wachs. Durch Pressen mit einem warmen Eisen entfernt man das überflüssige Wachs. Man braucht das Bild dann nur noch mit etwas Baumwolle abzureiben, um alle Einzelheiten wieder hervortreten zu lassen.

